

ÜBER FREIDANK. ZWEITER NACHTRAG.

Göttingen, bei Dieterich 1855. 19 Seiten 4.

3 Über meine Ansicht von dem Verhältnis Walthers zu Freidank habe ich von denen, die eine Stimme dabei abgeben konnten, selten eine Äusserung, noch seltener ein Urtheil vernommen. Gervinus war der einzige, der in der ersten Ausgabe seiner Geschichte der deutschen Dichtung sich offen dagegen erklärte, und ich weiss nicht wie man sagen kann, »es sei von allen Seiten Widerspruch laut geworden«. Jacob Grimm soll sich »mit aller Entschiedenheit dagegen ausgesprochen haben«, er hat nur, das sind seine Worte, »zwei wo nicht entschiedene, doch schwer abzuweisende Gründe« dagegen vorgebracht: ich habe ausgeführt, warum ich sie nicht kann gelten lassen, und dabei ist es geblieben^{*)}. Lachmann stimmte mir nicht bei, aber meine letzte Schrift hat er nicht mehr lesen können, und die Äusserungen in seiner Ausgabe von Walthers Gedichten sind so zweifelhaft gestellt, dass man daraus allein auf eine Verwerfung nicht schliessen kann. Neuerdings ist W. Wackernagel ohne Rückhalt mir beigetreten, und diese Beistimmung eines scharfsinnigen und unabhängigen Forschers ist mir von doppeltem Werth. Simrock hat in der neusten Ausgabe seiner Übersetzung von Walther meiner Ansicht sich geneigt gezeigt und in einem Hauptpunkt mir beigestimmt. Die übrigen sind einer Beantwortung der Frage

^{*)} Ich habe mich dagegen ausgesprochen: 1) Akad. Berichte 1843, p. 123. 2) in meiner gedruckten Abhandlung [Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit] p. 10. 11. [Abhandlungen 1843. S. 150—151, einzeln Berlin 1844 = Kl. Schr. III, S. 8—9]. 3) ebendasselbst p. 113. 114 [253—254 = Kl. Schr. III, 100—101], wo Gründe vorgebracht sind, die noch unwiderlegt sind. Hierauf passen die Worte »und dabei ist es geblieben« viel besser. [Jacob Grimm auf einem Zettel.]

ausgewichen, man hat auch wohl für das Klügste gehalten, zu thun als sei sie gar nicht vorhanden. Hat man Zweifel gehegt, wie das leicht möglich ist, so sind sie nicht an den Tag gekommen. Es ist mir daher lieb, dass ein geachteter Gegner (Franz Pfeiffer Zur deutschen Literaturgeschichte, drei Abhandlungen) hervortritt, der ernstlich auf die Sache eingeht, seine Gründe anführt und sich scharf und entschieden ausspricht. Es ist mir auch lieb, dass er die Ergebnisse meiner Untersuchungen sämtlich über Bord wirft, so ist nichts zu vermitteln, und ich kann mich ebenso entschieden ihm entgegenstellen. Ich brauche nur den Angriff abzuwehren, denn neue Forschungen finde ich nicht bei ihm. Ich werde nichts von dem was er vorbringt übergehen, aber eine andere Ordnung befolgen.

1 Die Grabschrift in Treviso soll echt sein und Freidank dort begraben liegen. Ich zweifle, dass irgendwo deutsche Grabschriften aus dieser Zeit in Kirchen vorkommen, sie mussten in der Kirchensprache, d. h. lateinisch abgefasst sein. Sodann weisen die Sprachformen auf das 15. Jahrhundert. Mein Gegner hilft sich mit dem Ausruf, »als ob im 15. Jahrhundert jemand auch nur im Stande gewesen wäre ein älteres Schriftdenkmal oder was immer sonst anders als in Sprachformen jener Zeit wiederzugeben«! Warum sollte ein gelehrter Mann nicht buchstäblich drei Zeilen abgeschrieben haben, zumal diese überaus verständlichen? Ich glaube dass sie gerade so da standen, wie er sie mittheilt. Man änderte die Sprache deutscher Werke, die veraltet waren, das war nothwendig, wenn sie fortdauern sollten, aber hier war keine Veranlassung dazu, und die drei Zeilen wären in der alten Form noch verständlich gewesen. *hýe léit Freýdánck* ist Roheit, nicht alte Kunst: solche Verse, denen alle Senkungen fehlen, waren schon im Anfang des Jahrhunderts nicht häufig und kommen um das Jahr 1240, wo die Grabschrift soll abgefasst sein, nicht mehr vor; ich wenigstens habe keinen bemerkt. Wie jemand, der nur einiges Gefühl für das Schickliche hat, die zweite Zeile, »er liegt da gegen seinen Willen, ohne sein zuthun (on all sein danck)«, in einer Grabschrift vorbringen kann, begreift man nicht, sie enthält aber eine alberne Anwendung eines Spruches aus der Bescheidenheit.

swenne ich sterben lerne,
 daz tuon ich niemer gerne:
 die wîle ich iemer mîc geleben,
 sô wil ich wider dem tôde streben 176, 4—7.

In der dritten Zeile muss allweg erst in das doch im 15. Jahrhundert noch nicht veraltete ie geändert werden, um das Metrum herzustellen. Der Inhalt der Grabschrift genügt meinem Gegner, obgleich sie nichts gewährt als den Namen: doch war Jahr und Tag des Todes das Erste, was man erwarten konnte und was schwerlich auf andern Grabschriften fehlt. Wollte man aus seinem Leben etwas berichten, so lag die Erwähnung des Kreuzzuges nahe. Die schlechten Verse rühren vielleicht von dem Maler her, der im Anfang des 15. Jahrhunderts aus Deutschland nach Treviso gekommen war und das Spruchgedicht kannte. Haben wir doch auch ein Gedicht aus dieser Zeit, wonach der Papst den Dichter nach Rom berufen und sich mit ihm unterredet hat; das ist nicht minder ein Zeugnis, wenn man es dafür will gelten lassen¹⁾. Ich kann unmöglich an die Echtheit dieser Grabschrift glauben.

3 Über Freidanks bürgerlichen Stand soll kein Zweifel zulässig sein. Ich bedaure, dass mein Gegner den entscheidenden Beweis vorenthält. Es kommen mehrere in der Einleitung S. CXXIX schon nachgewiesene Stellen vor, worin über Zurücksetzung oder Herabwürdigung des Adels geklagt wird, die auf adliche Abkunft schliessen lassen: eine bürgerliche wird durch nichts angezeigt. So viel ich weiss, stützt sich jene Behauptung lediglich darauf, dass einige ihn meister nennen, andere jedoch nennen ihn her. Zu jenen gehört Rudolf, zu diesen der Tanhauser, der nicht lange nach Rudolf dichtete; auch in den von Ettmüller herausgegebenen Briefen heisst er her Frîdanc. Wahrscheinlich wusste man nichts darüber. Ich will noch anmerken, dass die Würzburger Handschrift überschrieben ist hie hebt sich her Frî-

¹⁾ Ich habe die Stelle S. 25. 26 [oben S. 30. 31] mitgetheilt und benutze die Gelegenheit zu einer Berichtigung: einem die Tischtücher zerschneiden, heisst nicht eine verborgene Unthat aufdecken, sondern es ist wörtlich zu nehmen. Es war eine Ehrenstrafe, man sandte Herolde ab, welche den ehrlosen Rittern das Tischtuch verschneiden mussten; vgl. Rechtsalt. 713.

danc an. Sie gehört zwar in die Mitte des 14. Jahrhunderts, beruht aber auf einer guten Quelle. Da Rudolf auch den Walther meister nennt, also der wichtigste Zeuge schwankt und demnach beide Dichter auch hierin auf einer Linie stehen, so kann die Frage auf sich beruhen.

4 Die Gründe, weshalb ich Freidank für keinen wirklichen, sondern für einen bedeutungsvollen, vom Dichter absichtlich angenommenen Namen halte, schienen mir so einleuchtend, dass ich keinen Widerspruch erwartete: mein Gegner weist mich auch nicht ganz damit ab, verlangt aber volle Sicherheit. Fordert er ein äusseres Zeugnis, so wird das schwer zu beschaffen sein; ich muss ihm also seine Zweifel lassen, fühle mich aber dadurch nicht beirrt. Freidank hat gewiss nicht ohne hinlänglichen Grund einen anderen Namen angenommen, dem man doch gleich ansah, dass er ein erdichteter war; ich habe mich darüber schon in der Einleitung geäußert. Er deutet den Grund an, wenn er sagt:

seit ich die wârheit zaller zît,
 sô fund ich manegen widerstrît;
 dar umbe muoz ich dicke gedagen.
 man mac ze vil der wârheit sagen, 6
 und seitich halbes daz ich weiz,
 sô müeste ich bûwen fremden kreiz 74, 23—75, 1.

Er wird wie Walther vieles gesehen und erlebt haben. Der strenge Richter erblickt darin nur »ein feiges Selbstverstecken«. Die Bescheidenheit konnte ihrer volksmässigen Natur wegen auch in nicht höfische Kreise eindringen. Hielt es Walther seiner Lieder wegen, die den Höfischen bestimmt waren, für nöthig den wahren Namen zu verhüllen und nannte er sich deshalb von der Vogelweide (Wolfram sagt bloss her Vogelweid, Wilhelm 286, 19), wie niemand zu seiner Zeit hiess, so ergibt sich eine neue Übereinstimmung zwischen beiden. Sind sie nur Eine Person, so scheint es natürlich, dass der Dichter bei Werken so verschiedener Art zwei verschiedene, jedes Mal angemessene Namen wählte. Es wird niemand, aüsser meinem Gegner, deshalb mir schuld geben, dass ich ihn zu einem Proteus mache, dessen immer neue Gestaltenwandlung Homer so schön beschreibt. Durch Übertreibungen widerlegt man nicht.

6 Sogar Bernhart Freidank, den ich für immer beseitigt hielt, taucht wieder auf. Doch da mein Gegner ihm keinen unbedingten Glauben schenken will und ich nicht weiss, wie weit sein Glaube oder Unglaube reicht, so gehe ich darüber hinweg. Schade dass Bernhart nicht auf der Grabschrift zu finden ist, die billig den vollen Namen hätte angeben müssen.

7 Eine Behauptung hat mich überrascht. Ich habe in der Einleitung (S. CXI—CXVI) nachgewiesen, welcher leitende Gedanke dem Gedichte zu Grund liegt und was Freidank damit beabsichtigte: es ergibt sich auch klar aus der Anordnung des Ganzen, und niemand hat dagegen einen Einwurf gemacht; Wackernagel (Geschichte der deutschen Literatur S. 280) nennt es ein im Ganzen planmässig wohlgeordnetes Werk. Anders denkt mein Gegner, er sagt, dass dieser Plan erst von mir sei hineingelegt worden und sich in keiner Handschrift finde. Das ist eine völlig grundlose, nur bei der flüchtigsten Ansicht mögliche Behauptung. Er hat nicht bemerkt, dass meine Ausgabe die älteste und beste Handschrift (die Seitenzahlen sind sogar angegeben) darstellt, in welcher die Abschnitte sammt den dazu gehörigen Überschriften wie die einzelnen Sprüche genau so folgen. Ich habe nur, was die andern Quellen sonst noch gewähren, an passenden Orten eingefügt, dieses aber jedes Mal in den Lesarten angezeigt, auch was sich in jener und der sie ergänzenden Handschrift nicht findet, durch Sterne bezeichnet; dadurch ist die Ordnung nicht geändert, nicht einmal gestört, sondern nur vervollständigt worden. Ausserdem habe ich eine auf mühsame Untersuchungen gestützte Vermuthung über eine ältere, noch bessere Ordnung geäussert. Eine Ordnung, in welcher einzelne Sprichwörter an verschiedenen Orten nicht könnten angeführt werden, wenn sie, wie dies oft der Fall ist, verschiedene Beziehungen enthalten, überhaupt eine streng logische Ordnung ist hier gar nicht möglich, und das Streben danach würde unverständig und pedantisch gewesen sein. Die neuste Sammlung deutscher Sprichwörter hat wohl gethan, die alphabetische Ordnung beizubehalten. Freidanks Plan, wie ich ihn dargelegt habe, ist geistreich gedacht und so gut es möglich war ausgeführt: er vereinigt das Zusammengehörige in verständlich und natürlich gesonderten Abschnitten. Man kann

das Werk, insofern es die lebendige Überlieferung zusammenfasst, die sich jedem, der dafür Sinn hat, von selbst einzuprägen pflegt, immer noch ein Sammelwerk nennen, aber mein Gegner benutzt diese Bezeichnung nur, um den Dichter wie einen Bettler darzustellen, der aus bunten, anderen entwendeten Lappen sich einen Mantel für seine Blößen zusammenfleckt. Er bedenkt nicht, dass das älteste Zeugnis Zweck und Plan des Werkes wohl erkannt hat. Rudolf sagt im Alexander

tumpheit sträfen unde spot,
 die welt erkennen, minnen got;
 des lîbes und der sêlen heil,
 weltlicher êren teil
 in dirre welte kurzen tagen
 lêrte kunstelîche (l. kündeclîche) bejagen
 der sinnerîche Frîdanc.

8 Wer die beiden ziemlich umfangreichen Abschnitte von Rom und Akers mit einiger Aufmerksamkeit liest, dem kann die völlige Verschiedenheit des Inhalts und der Auffassung von dem übrigen Theil des Gedichts nicht entgehen. Sie enthalten weder Sprichwörter noch Sprüche, sondern eine Schilderung der dortigen Zustände, wie sie der Dichter selbst gesehen hat. Es zeigt sich darin bei bitterer, aufgeregter Stimmung eine lebendige Anschauung, ein scharfer Ausdruck und eine gewandte, sichere Rede. Sie sind ohne Zweifel in Syrien niedergeschrieben, und man lernt hier die Eigenthümlichkeit des Dichters am besten kennen. Offenbar sind sie in die Bescheidenheit eingerückt, dafür spricht auch der Umstand, dass sie in den meisten Handschriften fehlen: wahrscheinlich hat sich auf diese Weise nur ein Theil des Gedichts erhalten, in welchem Freidank erzählte, was er auf dem Kreuzzuge gesehen und erlebt hatte; die heftigen Ausfälle darin mochten die Verbreitung desselben hindern. Dieses Verhältnis der beiden Abschnitte zu den übrigen scheint mir so unzweifelhaft, dass ich es mir nur durch die Befangenheit meines Gegners erklären kann, wenn er behauptet, die beiden Abschnitte beständen aus nichts als aus lose aneinandergereihten Sprüchen und Sentenzen, und es sei schwer einzusehen, wie sie je Theile einer Erzählung könnten gebildet haben. Nichts ist

leichter zu begreifen, als dass in dieser Art noch mehrere Abschnitte vorhanden waren, denen man einen beliebigen Titel geben kann. Man findet kein Wort, das sich nicht auf Rom und Syrien bezieht, und was von beiden Orten erzählt wird und die darüber angestellten Betrachtungen wird niemand Sprüche und Sentenzen nennen wollen, wie meinem Gegner beliebt.

9 Lösen sich diese beiden Stücke ab, so bin ich berechtigt, das Übrige als ein für sich bestehendes Werk zu betrachten, dessen Abfassung während eines kurzen Aufenthalts in Syrien wenig Wahrscheinlichkeit hat. Es kam darauf an, Spuren des früheren Daseins zu entdecken, und ich habe diese mühsame Arbeit nicht gescheut. Ich fand bei Dichtern aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts Sprüche und Sprichwörter, die auch bei Freidank vorkommen und, wenn sie auch nicht immer ganz wörtlich übereinstimmten, doch sichtbar damit zusammenhängen. Ich zog daraus den natürlichen Schluss, dass diese Dichter die Bescheidenheit gekannt und benutzt hätten. Mein Gegner, der die Entstehung des Werkes in Syrien durchaus behaupten will, ist genöthigt das Verhältnis umzukehren und nimmt an, Freidank habe die bemerkten Stellen aus jenen Dichtern entwendet. Er macht sich kein Bedenken, diesem in vollem Masse zur Last zu legen, was bei den andern vorauszusetzen er für eine Kränkung ihrer Ehre erklärt. Einen Beweis findet er darin, dass sie den Freidank nicht als Quelle nennen, und sagt, dies sei ein Zeugnis so sprechend als eins. Ich glaube, dass damit gar nichts bewiesen wird. Wenn man Sprüche und Sprichwörter, die dem ganzen Volke zugehörten und einem jeden bekannt waren, in Freidanks volksmässiger Fassung anführte, so konnte es niemand einfallen, dafür einen Gewährsmann zu nennen oder »ein Plagiat« darin zu sehen. Mit biblischen Stellen hielt man es nicht anders, selten wird dabei die Quelle genannt. Pfeiffer ist ohne Noth 9 besorgt, dass »die hohe Achtung vor Hartmanns edler Gesinnung und dichterischer Kraft darunter leide«, wenn in seinen ziemlich umfangreichen Gedichten ein Paar allbekannte Sprichwörter mit Freidanks Worten angeführt werden. Ein Gleiches gilt vom Winsbeke, der mehrere, und von dem Überarbeiter der Klage, der nur zwei aufnahm; ihr Werth sinkt dadurch nicht im Ge-

ringsten, und dichterische Kraft kann sich dabei nicht bewähren, da Sprichwörter überliefert, nicht erfunden werden. Hat doch Hartmann einen Spruch, der nicht von ihm herrührte, zweimal in verschiedenen Gedichten vorgebracht. Wie viel weiter ist Boner gegangen! Pfeiffer weiss recht gut, schweigt aber darüber, dass dieser eine grosse Anzahl von Sprichwörtern Freidanks in seine Fabeln wörtlich eingerückt hat, ohne ihn ein einziges Mal zu nennen. Er hätte eher Ursache dazu gehabt, aber der in Ansehn stehende Mann, der geistliche Prediger, hat gewiss nicht geglaubt ein Unrecht zu begehen, sondern hier nur ein Gemeingut erblickt. Aber warum wird Freidank überhaupt nicht vor 1240 genannt? Darauf ist leicht zu antworten, hatten die, welche ihn benutzten, keinen Grund dazu, so hatten andere, die nichts aus ihm nahmen, noch weniger Ursache. Sogenannte literarische Stellen, in denen man seine Kenntnis der vorhandenen Gedichte darlegte, kommen in diesem Zeitraume nicht vor: Gottfried nennt einmal die Dichter, die er rühmen will, aber es sind ihrer nur fünf. Erst der redselige Rudolf führt im Wilhelm und im Alexander eine Reihe von Dichtern und Gedichten auf, die ihm bekannt sind, und unter diesen auch Freidank, der indessen gestorben war. Früher im Gerhart hatte auch er einen Spruch von ihm aufgenommen, ohne ihn zu nennen (Über Freidank 11. 12), jetzt thut er es, weil er an ihn erinnern und ihn damit ehren will. Aber es war noch ein anderer, ganz einfacher Grund vorhanden, weshalb man nicht von ihm sprach. Den Dichtern, welche in dem ersten Viertel des Jahrhunderts die Poesie zur höchsten Blüthe brachten, lag ein Werk fern, das nicht poetisch ergötzen, sondern mit sittlichem Ernst die Welt strafen wollte; Gottfried und Wolfram scheinen es gar nicht gekannt zu haben. Freidank wird sich in soweit selbst nicht als Dichter betrachtet haben und hat die Bescheidenheit nur berihet, geordnet. Ich finde nicht, dass Thomasin, dessen Welscher Gast nicht unbekannt geblieben war (Rückert zählt zwölf Handschriften auf), irgendwo genannt wird, auch nicht Hartmanns Büchlein, der König Tirol und der Winsbeke, die in ihrer Art doch ausgezeichnet sind. Erst im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, als die poetische Kraft zu sinken begann und die Lehre in Auf- 10

nahme kam, wuchs Freidanks Ansehen und steigerte sich immer mehr.

10 Vergleicht man die bei anderen vorkommenden, aber mit Freidank zusammenhängenden Sprüche, so zeigt sich bei ihm das Bessere und Ursprüngliche. Hartmann giebt keine Gelegenheit dies nachzuweisen, weil die Übereinstimmung zu gross ist, doch zu einem Spruch muss ich eine Bemerkung machen, weil Pfeiffer damit beweisen will, dass Freidank der sei, welcher entlehnt habe. Im Gregor nämlich heisst es:

wir haben daz von sîme gebote,
 swer umbe den andern bite,
 dâ lœs er sich selben mite 3400,

aber auch im armen Heinrich, wie ich angeführt habe,

man seit er sî sîn selbes bote
 und erlœse sich dâ mite,
 swer über des andern schulde bite 26,

bei Freidank,

merket, swer für den ander bite,
 sich selben lœset er dâ mite 39, 18.

Pfeiffer sagt mit Recht, dass bitet stehen müsse. Der Spruch ist in keiner alten Handschrift, nur in drei späteren erhalten, und man ist, auch wenn die Stelle im armen Heinrich nicht vorläge, berechtigt zu bessern,

man seit swer für den andern bite,
 sich selben lœse er dâ mite.

Merket, nu merket gebraucht Freidank noch an andern Stellen, 60, 23. 123, 24. 129, 27. Warum Pfeiffer (wenn es nicht zu Freidanks Ehre geschieht) es »ein armseliges Flickwort« nennt, weiss ich nicht: Walther sagt noch öfter nû merket, nû merkent, nû heret und merket, und es scheint bei Sprichwörtern besonders angemessen, da sich auch der Winsbeke dessen bedient, 3, 1. 27, 1. 31, 1 und die Winsbekin 44, 2. Für einen biten soll »modern« sein: wer hat je einen Ausdruck, der in jener Zeit vorkommt, weil er heute noch wie so viele andere in Gebrauch ist, »modern« genannt? Ausserdem ist er schon im Althochdeutschen (Graff 3, S. 54) zu finden.

Thomasin gegenüber ist Freidank unbedingt im Vortheil, man sieht deutlich, dass jener nur geändert hat, um die Lehre

breiter auszudrücken, und kann sich davon überzeugen, wenn man die von mir (Über Freidank S. 12 [oben S. 15]) zusammengestellten Sprüche vergleicht. Nur einen will ich anführen,

swelh man hât einen rîchen muot
 derst niht arm mit kleinem guot W. Gast 2717.
 swâ ist frœlich ârmuot,
 da ist grôz rîcheit âne guot Fr. 43, 20.

Der Unterschied zwischen geistreicher und geistloser Auffassung ist sichtbar genug. Den Dichter des Winsbeke nôtigte die Strophenform zu Änderungen; in den beiden Stellen, die Pfeiffer vergleicht, steht Freidank nicht im Mindesten zurück: sein Ausdruck ist schärfer und dem Gedicht angemessener und deshalb natürlicher. Hier ein anderes Beispiel,

sun, merke wie daz kerzen licht
 die wîle ez brinnet swindet gar 3, 1.

Sinnvoller bei Freidank,

diu kerze licht den liuten birt
 unz daz si selbe zaschen wirt 71, 6.

Bei einem anderen Gedicht muss ich länger verweilen. In der pfälzischen Handschrift folgen 32 Strophen, von welchen Pfeiffer einen berichtigten Text liefert. Ich habe sie eine Art Cento genannt und mit vollem Recht, denn sie bestehen aus umschriebenen und erweiterten Sprichwörtern, die zuweilen mit einem geringen, gewöhnlich ohne allen Zusammenhang an einander geschoben sind; es ist eine blosser Spitzfindigkeit, wenn Pfeiffer behauptet, am Ende jeder Strophe werde der Grundgedanke kräftiger ausgedrückt. Einen vollkommenen altdeutschen Cento, in welchem auch Sprichwörter eingeflochten sind, hat Wackernagel in Haupts Zeitschrift 3, S. 40 bekannt gemacht, andere hat er nachgewiesen. Das ist meinem Gegner entgangen, welcher meint, es komme im deutschen Mittelalter sonst kein Beispiel vor. In jene Strophen, die ich als eine Quelle für den Text behandelt und natürlich nur, wenn es nôtig war, in den Lesarten angeführt habe, sind gegen 60 Sprichwörter eingefügt, die auch im Freidank vorkommen, und der Zusammenhang mit ihm ist unverkennbar, obgleich die verschiedene Form bedeutende Abweichungen und Zusätze veranlasste. Ich zweifle nicht, der

unbekannte Verfasser hat diese Sprichwörter aus Freidank entlehnt, bei dem man, wie eine Vergleichung darthut, die bessere Fassung findet. Ich muss einige Beispiele mehr ausheben.

- 12 1 swâ trunkene liute und tobende sint,
 swer die niht fürchtet, derst ein kint Freid. 94, 5,
 ungeschickt verändert und erweitert,

swer dâ dröuwet, dâ man in niht fürchtet, derst ein kint,
 und gît sô vil daz er sich êren roubet,
 der ist an guoten sinnen worden blint, 3, 4—6,

wohl die einzige Stelle, worin behauptet wird, grosse Freigebigkeit könne der Ehre Schaden bringen.

- 2 swer schiltet wider schelten,
 der wil mit schanden gelten Freid. 63, 2. 3.

Weil der Reim nicht zu brauchen war, wird ein Gemeinplatz aus dem Spruch gemacht,

swer schiltet wider schelten, derst niht wol gezogen 5, 11.

- 3 swer blinden winket, derst ein gouch,
 mit stummen rûnet, derst ez ouch Freid. 54, 22,

verschlechtert,

swer blinden winket, derst ein kint,
 mit stummen rûnet, derst verlorn 9, 2.

- 4 swer den tôren flêhen muoz,
 dem wirt selten sorgen buoz Freid. 83, 4.

Hier ist Freidank nicht verändert, hat aber einen unverständigen Zusatz erhalten,

swer den tôren flêhen muoz
 ze allen zîten umbe gruoze,
 dem wirt selten sorgen buoz 9, 7.

Man kann in die Lage gerathen, von einem Thoren etwas erbitten zu müssen, aber um einen Gruss wird niemand ihn anflehen.

- 5 möhte ich mînen willen hân,
 ich wolde dem keiserz rîche lân Freid. 73, 22.

Der Gedanke wird abgeschwächt und schief ausgedrückt,

swannich volende mînen muot,
 des einen bin ich hêre,
 sone ruoch ich waz der kaiser tuot 10, 7,

6 swâ ich weiz des wolves zant,
 dâ wil ich hûeten mîner hant,
 daz er mich iht verwunde;
 sîn bîzen swirt von grunde Freid. 137, 26,

13

mit einem missglückten Zusatz,
 swa ich erkenne den wolves zant
 in mînes friundes munde,
 dâ wil ich hûeten mîner hant
 daz er mich iht verwunde;
 sîn bîzen swirt von grunde 11, 9.

Man flieht den Wolfszahn, wo man ihn erblickt.

Dieses Gedicht kann vor 1230 gedichtet sein, aber auch nachher, und hat in jedem Fall die Sprüche aus Freidank genommen. Weil darin ein ähnliches von Spervogel nachgeahmt, ja eine ganze Strophe von ihm eingerückt wird, so verfällt Pfeiffer auf den unglücklichen Gedanken, dem alten Dichter, der um 1180 in hohem Alter starb, das Ganze oder doch den grössten Theil davon beizulegen. Es fehlt dem Flickwerk gänzlich Gehalt, Geist und Anmuth, die uns in den echten Gedichten Spervogels erfreuen. Es wird nicht unter den Liedern des 12. Jahrhunderts erscheinen, von denen wir Haupts Ausgabe erwarten.

11 Ich habe in der Einleitung S. xc—cv eine Reihe von Sprüchen und Sprichwörtern zusammengestellt, die auch bei andern Dichtern vorkommen. Was aus dem Winsbeke hierher gehörte, schien mir in den Anmerkungen einen passenden Platz zu erhalten; mein Gegner tadelt mich nicht bloss deshalb, er hält mir auch vor, dass er nicht die geringste Äusserung finde, ob und welcher von beiden den anderen zugeschrieben habe. Wie konnte ich damals, wo ich noch glaubte, die Bescheidenheit sei in Syrien gedichtet, eine solche Frage aufwerfen? Mein Gegner wird das nicht bedacht haben, ich will darüber hinweg sehen. Aber etwas anderes muss ich ihm zur Last legen, ich sagte dort: »ich lasse jetzt die volkmässigen, mit Freidank übereinstimmenden Sprüche aus früheren, gleichzeitigen und späteren Denkmälern folgen, wobei es meist deutlich, immer wenigstens wahrscheinlich ist, dass kein äusserer Zusammenhang wirkte: weder hat Freidank die früheren entlehnt, noch ist er Quelle der späteren gewesen, sie sind vielmehr aus gemeinschaftlichem Boden in ver-

schiedener Gestalt hervorgewachsen«. Dieses an sich natürliche Verhältnis zeigt sich auch bei Volksliedern sehr häufig. Ich hatte sogar die Möglichkeit bedacht, dass sich in einzelnen Fällen noch ein Zusammenhang entdecken lasse, und hätte dann keinem
 14 anderen als Freidank die Entlehnung zuschreiben können. Was ich dort sagte, gilt noch immer mit Ausnahme der wenigen Sprüche, die, wie ich jetzt glaube, aus der Bescheidenheit genommen sind. Was macht aber mein Gegner aus meiner Bemerkung, die man gar nicht missverstehen kann? Etwas ganz anderes, er behauptet die Möglichkeit des Entlehnens von Seiten Freidanks sei »als undenkbar von mir sogleich wieder verworfen worden«. Wenn das wahr wäre, so hätte ich damit eine Blöße gegeben, denn man konnte mich mit den von mir selbst angeführten, biblischen Sprüchen und lateinischen Sprichwörtern leicht widerlegen. Ich will noch jetzt eine Entlehnung Freidanks, sobald sie sich erweisen lässt, ohne Bedenken anerkennen.

12 Die vorhin besprochenen, der Form nach gemeinschaftlichen Stellen mögen etwa 200 Zeilen ausmachen, ich will 300 annehmen: rechnet man diese ab, ferner 400 Zeilen in den Abschnitten von Rom und Akers, so bleiben für die Bescheidenheit 3800 Verse, die ihr allein zugehören. Jene zwei- oder dreihundert Zeilen, die mein Gegner nicht zu vermehren gewusst hat, können keinen Einfluss haben, wenn man das Werk beurtheilen will. Es besteht aus Sprichwörtern, die damals allgemeine Geltung hatten, aus Sprüchen, von denen einige aus der Bibel, andere aus dem Munde des Volks genommen waren, ein Theil, und ohne Zweifel ein nicht geringer, enthält Freidanks eigene Gedanken und Betrachtungen. Den Werth dessen, was lebendige Überlieferung gewährt hat, brauche ich nicht zu vertheidigen: was von ihm selbst herrührt (es lässt sich im Einzelnen nicht bestimmen), finde ich sinnreich gedacht und trefflich ausgedrückt, wiewohl nicht alles gleich gut sein kann. Kenntniss der Welt, ein freier, kühner Blick, sittlicher Ernst leuchten überall durch. Das einfache Reimpaar und die schlichte Sprache war bei dem Spruch und Sprichwort, sollten sie volksmässig bleiben, allein angemessen: eine geschmückte Rede, Umschreibungen und Erweiterungen vertrugen sich nicht damit. Das Überlieferte hat

er mit sicherem Takt behandelt, dem Inhalt nichts oder nichts Wesentliches entzogen, aber ihm einen gleichmässigen Ausdruck gegeben, wie man schon aus der Behandlung der biblischen Stellen ersehen kann. Seine Eigenthümlichkeit fühlt man überall, in der von mir (S. 26 [oben S. 31]) aus Rudolfs Wilhelm nachgewiesenen Stelle, wo er nicht genannt wird, ist sie, scheint mir, nicht zu verkennen. In diesem Sinne habe ich mit Recht gesagt, dem Empfangenen sei das Siegel seines Geistes aufgedrückt, aber ich habe zugleich die Grenzen seiner Einwirkung (Einleitung S. CXVIII—CXX) bestimmt genug bezeichnet. Wo habe ich ihn 15 über Gebühr erhoben? Ist es zu viel, wenn ich sage: »er hat eine Umprägung des edlen Metalls vorgenommen, das durch den feiner geschnittenen Stempel nichts verlor«? Ich glaube, der Standpunkt, von dem man ihn beurtheilen muss, ist damit richtig bezeichnet, und mein Gegner hätte mich mit den ironisch gesteigerten Redensarten von einem »aus dem reichen Innern schöpfenden Geist«, zu dem ich ihn habe stempeln wollen, verschonen sollen. Von einem höheren dichterischen Schaffen kann bei einem Lehrgedicht überhaupt nicht die Rede sein. Pfeiffer mag den Freidank so tief herabsetzen als ihm beliebt, ihn für geistlos halten und eigener Gedanken völlig unfähig, das ist seine Sache und sein Geschmack, gegen welchen zu streiten ein bekanntes Sprichwort verbietet.

13 Wie sich wohl mein Gegner die Entstehung des Werkes in Syrien denkt? Hat Freidank die früheren Dichter, die er angeblich ihres Eigenthums berauben wollte, in Akers durchgelesen und dort ausgeschrieben? Hat er die nicht geringe Anzahl von Büchern, unter denen auch eine vollständige Sammlung von Walthers Gedichten sich befinden musste, gleich mit dem Vorsatz sie »auszubeuten« und in der Hoffnung auf schriftstellerische Musse in Syrien, auf die stille Ruhe, wie sie bei einem betrachtenden Werke nöthig ist, und die er in dem unruhigen Akers schwerlich gefunden hat, bei seiner Ausfahrt gleich mitgenommen? Oder hat er den Vorsatz zu einer solchen Arbeit längst vor dem Kreuzzuge gefasst, Auszüge gemacht und diese mit sich geführt? Das alles ist nicht sehr glaublich, wohl aber dass er, was er auf dem Kreuzzuge erlebte, dort, als die Eindrücke noch frisch waren,

gleich niederschrieb. Pfeiffer legt ihm vermittelt einer kühnen Hypothese (der ich nicht beitrete) noch ein erzählendes Gedicht von Askalon bei: soll er dieses auch in der kurzen Zeit seines dortigen Aufenthalts verfasst haben? Oder fällt es in die Jahre 1230—1240, die er vorgeblich noch in Deutschland verlebte? Hat er die Dichter seiner Zeit »ausgebeutet«, so befremdet, dass er gerade die grössten, Gottfried und Wolfram, übergieng, und bei den meisten eine so dürftige Auswahl traf.

14 Nicht genug dass Freidank seine Weisheit bei andern geholt hat, Pfeiffer weiss ihn noch härter anzugreifen. Eine Behauptung scheint ein Scherz zu sein, ist aber ernsthaft gemeint. Ich habe zum Beweis, dass die Abschnitte von Rom und Akers von keinem anderen als dem Verfasser der Bescheidenheit herrühren, die Übereinstimmung in der Anwendung nicht etwa
 16 seltener, sondern bekannter Wörter und Redensarten nachgewiesen, wie sie ein jeder, ohne es zu wissen, sich angewöhnt, z. B. Walther. Dieser Beweis scheint meinem Gegner auch eingeleuchtet zu haben, aber man erräth nicht, was er, der unbefangene ist, daraus folgert. Freidank hat »nicht bloss andere, er hat sich selbst ausgeschrieben«: der Schwachkopf hat die ihm sonst bekannten Ausdrücke vergessen, bei sich selbst wieder aufgesucht und dann »ausgeschrieben«, kleine Münze aus dem eigenen Beutel entwendet.

15 Ich habe das Verhältnis Freidanks zu Walther noch nicht berührt, um diese Frage abgesondert zu behandeln. Man kann mit einigem Schein sagen, Freidank habe Walthers Gedichte geliebt und sich so eingepägt, dass er ihn unwillkürlich nachgeahmt habe: aber damit begnügt mein Gegner sich nicht, er behauptet, Freidank habe ihn förmlich ausgeschrieben und ausgebeutet. Dabei erlaubt er niemand anderer Meinung zu sein, jeder Unbefangene, meint er, müsse seine Überzeugung gewinnen, ohne alle anderen Beweise, bloss durch die von mir nachgewiesene Übereinstimmung zwischen beiden. Das heisst einem den Daumen aufs Auge setzen. Ich stelle meine Ansicht entgegen, wonach beide eine und dieselbe Person sind, und ich glaube damit die grosse, über unwillkürliche Nachahmung weit hinausgehende Übereinstimmung auf die einfachste und natürlichste Weise zu erklären. Es steht eigentlich nichts

entgegen, als die Verschiedenheit zwischen einem lyrischen und einem lehrhaften Dichter, die ich selbst hinlänglich hervorgehoben habe. Aber lehrhaft zeigt sich Walther auch in seinen Liedern, und in manchen wird die freie poetische Stimmung durch diese ihm natürliche Richtung getrübt: auf der anderen Seite bricht im Freidank, wie Wackernagel mit Recht anmerkt, die lyrische Empfindung durch. Ausserdem habe ich ein ähnliches Verhältnis bei Hartmann und Lichtenstein nachgewiesen, was mein Gegner mit Stillschweigen übergeht. Zeigte sich jene Übereinstimmung lediglich in einer Anzahl von Sprüchen, Sprichwörtern, Gleichnissen und eigenthümlichen Redensarten, so würde immer noch Bedenken haben, aber es kommt Folgendes hinzu, worauf meine Überzeugung beruht. 1) Die höchst wahrscheinlich gleiche Heimath, die Verhüllung des wahren Namens, die äussere Stellung als fahrende Sänger, die Theilnahme an dem Kreuzzug, das Zurückbleiben von Jerusalem, endlich das Verschwinden zu gleicher Zeit. Pfeiffers Meinung, dass Freidank noch bis 1240 gelebt habe, stützt sich auf nichts als auf die unechte Grabschrift, die überdies kein Jahr angibt. 2) Die völlige Übereinstimmung in religiösen, politischen und sittlichen 17 Dingen. Manches ist in den Liedern, wie natürlich, umständlicher, aber nicht schärfer ausgedrückt, es fallen hier härtere Worte als dort; ein Widerspruch mit Walther tritt nirgend hervor, und doch würde selbst eine beschränkte Natur nicht alles Eigenen sich entäussern können, wie umgekehrt eine reiche natürlichen Grenzen unterworfen bleibt, innerhalb welcher sich ihre Gedanken bewegen. 3) Die weitgehende Übereinstimmung in der Sprache und in den Sprachformen. Auch hier gilt die Bemerkung, dass bei keinem Einzelnen die Sprache in ihrem vollen Umfang erscheint, sondern bei jedem unwillkürlichen Beschränkungen unterliegt. Hier sind nicht auffallende und ungewöhnliche Redensarten von Gewicht, die man abborgen kann, sondern ganz unscheinbare Ausdrücke, Wörter und Wendungen, welche nachzuahmen oder gar auszuschreiben niemand in Versuchung kommt; solcher habe ich eine grosse Anzahl nachgewiesen, die noch könnte vermehrt werden. Selbst bei Goethe, dessen Sprache so reich und mannigfaltig ist, findet man Lieb-

lingswörter im Überfluss. Es versteht sich von selbst, dass nicht jedes Wort bei Walther auch bei Freidank vorkommen kann, oder umgekehrt; ich habe selbst eine Anzahl alterthümlicher Wörter angemerkt, die sich in Walthers Liedern nicht zeigen und dort auch nicht an ihrer Stelle gewesen wären. Es bleibt zu erwägen, dass niemand gleich anfangs seine Sprache und Sprachformen auf das Genaueste feststellt und durch ein langes Leben beibehält, dass vielmehr in Folge verschiedenartiger Einwirkungen, innerer und äusserer, und der beständigen weiteren Entwicklung der Sprache Änderungen von selbst eintreten. 4) Die gleiche Behandlung des Reims. Auch ein alterthümlicher ist darunter, und dass einige wenige auf geläufigen Kürzungen beruhende bei Walther sich nicht zeigen, kann zufällig sein oder lässt sich aus dem Unterschied zwischen gesungenen und gelesenen Gedichten vollkommen genügend erklären. vât, vervât, enpfân erscheinen in dem neuen Text nicht mehr, und die ohnehin gewagte Behauptung, diese Stellen seien einem mitteldeutschen Gedicht entnommen, fällt zusammen. Was hilft es mir, dass ich die gleiche Behandlung des rührenden Reims, den gleichen Gebrauch von —lich, worauf ich besonderes Gewicht lege, von dem Doppelreim und der Anhäufung desselben Reims nachgewiesen habe? Meinem Gegner ist der Umstand so gleichgültig, dass er ihn gar nicht erwähnt. 5) In der neuen Ausgabe wird sich zeigen, mit welcher Sorgfalt Freidank die feineren metrischen Gesetze beachtet hat: Pfeiffer ist im voraus überzeugt, dass dies nur durch Anwendung künstlicher unstatthafter Mittel gelingen werde. Meine Bemerkung, dass Freidank eine Hebung ohne Senkung nur ein Mal in der Zeile zulasse, wie der Dichter des Athis, hat er so wenig beachtet, als die nachgewiesene Übereinstimmung mit Walther im Gebrauch des in der letzten Senkung vor dem stumpfen Reim stehenden unt. Welche Übereinstimmung mit Walther, von dem wir kein Gedicht in dem einfachen Reimpaar besitzen, sonst noch erwartet wird, weiss ich nicht.

16 Ich muss die Lichtstrahlen sammeln, die Pfeiffer von allen Seiten auf Freidank fallen lässt. Er blickt auf ihn herab wie auf die Dohle, der man die eingesteckten Pfauenfedern aus-

gezogen hat: das hässliche Thier steht da unverhüllt, der Verachtung preisgegeben. Leider habe ich ihm selbst zu seinem Urtheil die Worte geliefert: ich habe geäußert: »wenn ein solches Abborgen wirklich stattgefunden hätte, Welch ein armseliger, aller eigenen Mittel entblösster Geist muss er gewesen sein«. Das greift er auf und sagt: »Wenn das künftig das Urtheil über ihn sein wird, so kann ich es nicht hindern«, setzt aber mild hinzu: »obwohl es mich zu hart dünkt«, was in der Sache nichts ändert. Wird man glauben, dass der, welcher die Stellung des Papstes und die Zustände in Rom, die Lage der Dinge in Akers, den seltsamen Verkehr des Kaisers mit dem Sultan so scharf und verständig beurtheilt, der die sittlichen Verhältnisse in Deutschland so genau beobachtet hat, dass der keine eigenen Gedanken gehabt und was er sonst vorbringt anderen abborgen musste? Ist es denkbar, dass ein verständiger Mann sich der mühsamen und fruchtlosen Arbeit unterzogen habe, die gewöhnliche Ausdrucksweise in der Sprache eines anderen mit peinlicher Aufmerksamkeit zu erforschen und sich einzuprägen? Konnte er sich damit schmücken oder geltend machen? Konnte er die Absicht haben, einen lyrischen Dichter in der einfachen Form eines Spruchgedichts nachzuahmen? Konnte derselbe Mann, der als strenger Sittensrichter die Gebrechen der Zeit bitter tadelt, einem berühmten Zeitgenossen Gedanken und Sprache unverschämt entwenden? der so kühn spricht, aus Feigheit hinter einem falschen, gerade die Freiheit der Gedanken bezeichnenden Namen sich verstecken wollen? Heisst das nicht zu viel Schande auf einen Einzigen häufen? Freidank selbst antwortet:

mîne sprüche sind nicht geladen
mit lügen sünde schande schaden. 129, 18.

Mich wundert, dass Pfeiffer dem geistesarmen Mann, der keinen 19 Schritt allein zu gehen vermag, noch ein erzählendes Gedicht beilegt, das Rudolf über seine eigenen erhebt; hier ist der Wagen aus dem Geleise gekommen.

17 Am Schluss noch eine Frage: warum hat mein Gegner sich die Mühe gegeben, eine Widerlegung auf diesem weiten Umweg zu versuchen? Er war bereits am Ziel angelangt, und

zwar mit einem einzigen Schritt. Da er mit Lachmann annimmt, Walther sei in Deutschland und wahrscheinlich schon vor des Kaisers Ankunft in Palästina gestorben, so ist keine Möglichkeit mehr vorhanden, ihn und Freidank für eine Person zu halten, und alles, was ich vorbringe, fällt zusammen. Lachmanns Voraussetzung scheint mir so erzwungen als eine, und mein Gegner hätte schon deshalb sich nicht rühmen sollen, dass er mir das Einfache und Natürliche entgegenhalte, oder dass er die alten Zeugnisse zu Ehren bringe, womit er nur die erbärmliche Grabschrift meinen kann. Hier gerade will man ein altes, echtes und klares Zeugnis zu nichte machen. Ich werde mich nie überreden lassen, dass Walthers Lied Allererst lebe ich mir werde in Deutschland sei gedichtet worden und nur einer künstlichen Versetzung in diese Lage seine Entstehung verdanke. Lachmanns Gründe machen keinen Eindruck auf mich, er meint, Walther habe darin auf die überwundene trübe Zeit deuten müssen und die Empfindung wärmer und persönlicher ausdrücken. Aber es war noch Trübes genug zu beklagen, der Bann nicht gelöst, sondern verstärkt, schon dieser Umstand musste seine Freude dämpfen: und dann, wer kann die augenblickliche Stimmung, in welcher ein Gedicht entstanden ist, berechnen? Ist aber das Lied in Syrien gedichtet, so ist es eine starke Stütze für meine Ansicht, und ich freue mich deshalb Wackernagels und Simrocks Beistimmung. Mein Gegner muss fest bei Lachmanns Ansicht beharren, denn es kommen, wie ich nachgewiesen habe, einige Ausdrücke des Liedes im Abschnitt von Akers vor, welche die diebische Elster nothwendig dort muss geholt haben.

[Vgl. die Erklärung Über Bernhart Freidank und die Zu-
rechtweisung Kl. Schr. Bd II, S. 508—510.]